

Ein Eidgenosse

Autor(en): **Appenzeller, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **55 (1951-1952)**

Heft 2

PDF erstellt am: **07.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Verlässlichen Behauptungen aus dem weiblichen Lager im Haus zufolge, soll sich die Sonnenuhr ausserdem grossartig zum Dörren von Bohnen eignen. Ich muss zugeben, dass vielleicht etwas Wahres daran ist: Ich habe gesehen, wie sich die Bohnen vor Heiterkeit krümmten. Die Bohnen scheinen daher ein heiteres Stündchen gehabt zu haben. Nur die genaue Zeit ablesen kann man nicht gut, wenn die teure Skala unter Bohnen begraben ruht.

Auch Vogelfutter, wie es im späten Herbst und zu Zeiten auch im Winter auf dem roten Rund liegt, hindert die schöne Uhr an der Erfüllung ihrer Aufgabe. Dürres Laub in gelben Scharen übrigens ebenfalls . . . Gegen Vogelfutter an sich wäre ja nicht viel einzuwenden. Es verschwindet im allgemeinen sehr bald. Wenn nur die lieben, süssen, gefiederten Freunde mehr Kinderstube . . . Ich möchte sagen, wenn sie nur nicht immer das Esszimmer verwechseln wollten mit . . . Nun ja — besonders zur Zeit der reifen Kirschen sieht meine Sonnenuhr aus wie die Schulbank, wenn zum erstenmal mit Tinte geschrieben wird. Es ist nie-

derschmetternd! Ist Ihnen etwa ein wirksames Bleichmittel für roten Sandstein bekannt?

Ich freue mich schon auf den Winter. Da wird vielleicht einmal dichter, weisser Schnee auf der Sonnenuhr liegen. Aber das tut nichts. Die sonnigen Stunden sind ja dann so kurz und selten, dass es auch nichts mehr ausmacht: für diese Jahreszeit tut es auch mein Wecker.

Sie mögen inzwischen selbst erkannt haben, dass eine Sonnenuhr ein ausgesprochener Junggesellensport ist. Blumenstöcke, Tomaten, Handtücher und was dergleichen Unglücksfälle mehr sind, bleiben dem Junggesellen zugunsten heiterer Stunden erspart. Die heiteren Stunden der Junggesellen sind ja nachgerade sprichwörtlich geworden. Immerhin — auf mancher Sonnenuhr steht zu lesen «ultima latet» — das letzte Stündlein hält auch die Sonnenuhr im Schosse der Zukunft verborgen. Und da jedem Junggesellen wohl einmal das letzte Stündlein seines Alleinseins schlagen dürfte, tröste ich mich. Mit der immerwährenden Heiterkeit ist's hienieden nichts.

Fridolin

Ein Eidgenosse

Als im Jahre 1798 die bernische Regierung nach langem Zögern endlich den Entschluss gefasst hatte, den eindringenden Franzosen Widerstand zu leisten, bat sie die Eidgenossen dringend um Zuzug. Allein dieser erfolgte in so spärlicher Weise, dass die Berner einen Eilboten um den andern nach Zürich, dem damaligen Vorort absandten, um es zu bitten, noch mehr Mannschaften zu schicken und die für die Waldstätte bestimmten Mahnbrieife mit seiner Fürsprache zu unterstützen.

In der Versammlung des zürcherischen Senates erhob sich eine bedeutende Anzahl von Stimmen gegen das Ansuchen Berns. Besonders einer der Senatoren legte mit der ganzen Gewalt seiner hinreissenden Beredsamkeit dar, dass diese von Bern nachgesuchte Hilfe nicht nur unnütz und zu spät sei, sondern dass durch Bewilligung derselben das aufgeregte Volk im eigenen Kanton nur noch erbitterter gegen die Hauptstadt wüten, der Feind aber, welcher doch nicht mehr aufzuhalten sei, um so schonungsloser gegen Zürich verfahren werde, wenn es sich noch in den letzten Augenblicken ihm

entgegenstellte. Indessen überwog doch das Gefühl für Berns Not in den Herzen der Senatoren, und es wurde beschlossen, ein drittes Kontingent den Bernern zu Hilfe zu schicken und die für Uri, Schwyz und Unterwalden bestimmten Briefe mit einem empfehlenden Begleitschreiben alsbald durch einen Eilboten abzusenden.

Um 2 Uhr nachmittags lagen die Briefe mit den Empfehlungsschreiben auf dem Tische des Stadtschreibers zum Abgange bereit. Aber wer wollte sie an ihren Bestimmungsort bringen? Ausserhalb der Tore Zürichs lauerte man auf allen Wegen und Stegen, um jede gegenseitige Mitteilung der Regierungen zu vereiteln. Wer nur irgendwie das Aussehen eines Abgeordneten, eines Eilboten hatte, der wurde durchsucht und musste hergeben, was man auf ihm fand. Diese Gefahren, in der ganzen Stadt Zürich bekannt, machten jeden um seine Haut besorgt: der Stadtschreiber fand keinen Boten, mochte er auch noch so gute Bezahlung versprechen. Noch um 8 Uhr wurde mit Trommelschlag bekanntgemacht, man suche einen oder meh-

rere vertraute Männer, um sie gegen gute Bezahlung mit Aufträgen zu entsenden. Vergeblich! Bis Mitternacht wartete der Stadtschreiber; dann legte er sich müde und bekümmert zu Bette.

Da, horch! Es klingelt jemand und will den Stadtschreiber sprechen. Dieser, aus dem ersten Schlummer aufgeschreckt, wirft sich in seinen Nachrock und eilt ins Vorzimmer. Erstaunt begrüsst er den späten Gast und mit noch grösserer Verwunderung hört er aus dessen Munde die Frage: «Sind die Briefe an die Waldstätte spediert?» Der Stadtschreiber: «Warum fragen sie dies?» Der Gast: «Ich hörte diesen Abend spät in Gesellschaft, es habe sich noch niemand gefunden, der sie besorgen wolle.» — «In der Tat», erwiderte dieser, «es ist leider so. Aber ich bitte Sie, sprechen wir lieber von dem, was sie noch so spät zu mir führt.» Der Gast: «Ich will diese Briefe selber bestellen, wo sind sie?»

Des Stadtschreibers Erstaunen und Verlegenheit steigt aufs höchste. Derselbe Senator, der in der Sitzung das Ansuchen Berns aufs entschiedenste bekämpft hatte, verlangt jetzt die Briefe, um sie über den Albis und nach den Waldstätten zu bringen. «Herr», erwiderte der Stadtschreiber, «Sie deuten es mir gewiss nicht übel, wenn ich Ihre Rede von heute morgen und ihr gegenwärtiges Anerbieten im Widerspruch finde. Zudem kennt man Sie in ganz Zürich als einen Mann, der die Sache des Volkes in Schutz nimmt und verfiicht; man traut Ihnen sogar geheime Einverständnisse mit den Patrioten, Liebe zu den Franzosen und jakobinische Grundsätze zu. Nein, mein Herr, Ihnen darf ich diese Briefe nicht geben!»

«Herr Stadtschreiber! Ich frage Sie, haben Sie je etwas Schlechtes von mir gehört? Glauben Sie mich wirklich fähig, einen Verrat an meinem Vaterlande zu begehen? Wenn das ist, dann verlang' ich die Briefe nicht.»

«Nein, Schlechtes hab' ich nie von Ihnen gehört; aber Sie werden begreifen, dass ich Ihnen nach der Rede, die Sie heute gehalten haben, ohne grosses Bedenken und schwere Verantwortlichkeit die Briefe nicht anvertrauen kann. Wissen Sie, dass es um meinen Kopf geht, wenn ich in diesem Augenblick mein Gewissen gegen das Vaterland belade? Die öffentliche Meinung der Stadt ist nun einmal gegen Sie. Was sollt' ich sagen, wenn ich morgen gefragt würde, wem ich die Briefe zur Beförderung übergeben habe?»

«Nennen Sie nur meinen Namen! Kein Makel haftet auf ihm. Geben Sie mir die Briefe; es ist

keine Zeit zu verlieren. Ich kenne alle Ab- und Seitenwege. Eine Karte von Ihnen wird mir die Tore öffnen. In 24 Stunden bin ich zurück und bringe Ihnen die Empfangsscheine von den Ländern. Wissen Sie, ich mache Sie verantwortlich, wenn Sie länger mit der Uebergabe dieser Briefe zaudern! Was ich diesen Morgen auf dem Rathause mit Entschiedenheit aussprach, das war und ist meine persönliche Ueberzeugung. Es ist eine Schmach, dass sich niemand fand, dem Willen der Regierung Folge zu leisten. Ich fühle mich gedrungen zu tun, wozu Sie keinen andern finden können.»

Der Stadtschreiber, überwältigt von solcher Selbstverleugnung und Vaterlandsliebe, eilt, die Briefe vom Kanzleitsche zu holen. Er übergibt sie, ihm die Hand drückend, mit den Worten: «Da haben Sie's! Es ist wahr, ich habe nie etwas Schlechtes von Ihnen gehört. Reisen Sie mit Gott!»

Am folgenden Tage lief durch ganz Zürich die Frage, ob die Briefe abgegangen seien und wer wohl der Träger derselben sei. Als auch der Stadtschreiber von mehreren Seiten darüber ausgefragt wurde, gab er anfangs immer ausweichende Antwort. Erst als einige der obersten Staatsbeamten förmlich in ihn drangen, nannte er ihnen den Mann. Alle schüttelten mit bedenklicher Miene den Kopf, doch musste jeder gestehen: Ich weiss nichts Schlechtes von ihm!

Der Tag verstrich dem Stadtschreiber und seinen Vertrauten unter dem Wechsel von Furcht und Hoffnung. Sie berechneten, dass auch der trefflichste Läufer mehr als 24 Stunden brauche, um nach Altdorf und wieder zurück zu gelangen, ganz abgesehen von den Umwegen über Schwyz und Stans. Leicht konnte dem Mann etwas begegnen; noch war die Jahreszeit hart und der Tag kurz; auf dem Zürcher- oder Vierwaldstättersee konnten ihn widrige Winde aufhalten. In solcher Stimmung erwarteten der Stadtschreiber und seine Freunde den Ablauf der 24 Stunden.

Man denke sich die freudige Erregung, als der sehnsuchtsvoll Erwartete, sein gegebenes Wort einlösend, beinahe um dieselbe Stunde eintrat, in welcher er sich in der vorigen Nacht auf den Weg gemacht hatte. «Hier bin ich wieder», sprach er, «und da ist die Bescheinigung vom Landammann von Stans, dass ich die Briefe richtig abgeliefert habe. In meiner Gegenwart ordnete er zwei Eilboten mit den Briefen an Uri und Schwyz ab. Der weitere Erfolg steht in Gottes Hand. Ich habe meine Pflicht erfüllt; jetzt bin ich müde und muss Ruhe suchen. Gute Nacht, meine Freunde!» Er

eilte aus dem Zimmer, nur Bewunderung und stummen Dank konnte man ihm beweisen.

«Sie sind doch der biedere, der edle und grossherzige Patriot, den ich mir dachte», sprach der Stadtschreiber, als er ihm die Treppe hinunterleuchtete. «Wir können es Ihnen nicht vergelten, was Sie getan haben», rief er ihm nach. Aber dieser erwiderte: «Was hab' ich denn mehr getan, als meine Pflicht! Möchte nur das Vaterland damit gerettet sein!»

Leider war es nicht gerettet! Aber als dann die frechen Eindringlinge auch in Zürich standen und sich in ihrem Siegerstolze wie unumschränkte

Herrscher gebärdeten, da war es derselbe unerschrockene Mann, der, die Drohungen und die Rache der Franzosen nicht scheuend, seine eingeschüchterten Mitbürger aufs entschiedenste aufforderte, die stolzen Anmassungen, die dem Lande auch die letzte Spur von Freiheit rauben wollten, mit Entrüstung zurückzuweisen. Dieser biedere Eidgenosse aber ist niemand anders als der durch seine aufopferungsvolle Durchführung der Linthkorrektur zum Wohltäter einer ganzen Gegend gewordene und von jedem Schweizer mit Dankbarkeit und Eherbietung genannte Johann Konrad Escher von der Linth.

J. C. Appenzeller

Das Welträtsel in der Meereseinsamkeit

Am 6. April 1722, dem Tag des Osterfestes, vernahm der holländische Admiral Mynheer Jacob Roggeven den Ruf eines Matrosen im Ausguck: «Land in Sicht!» Das war die erste Begegnung von Europäern mit einem der seltsamsten Welträtsel, mit der kleinen Insel «Tepito te henua», wie die Eingeborenen sie nannten.

Das Eiland — ein äusserster Ausläufer der polynesischen Inselwelt — ist kaum halb so gross wie der Kanton Schaffhausen und liegt in ungeheurer Einsamkeit. «Osterinsel» nannte es Roggeven nach dem Tage seiner Entdeckung, und noch heute ist dieser Name umwoben von seinem Geheimnis, dessen Lösung man nur vermuten, kaum aber je sicher finden wird.

Die Insel war wenig anziehend: von der Tropensonne versengte Grasebenen mit spärlichen Bäumen, einige erloschene Vulkankegel und schwer zugängliche Küsten. Sicher würden sich Roggeven und seine Leute enttäuscht von dem Neuland abgewandt haben, hätten nicht seltsame, teilweise riesengrosse Steinfiguren ihre Aufmerksamkeit erregt. Ueberall auf der Insel zerstreut, immer aber gegen das Meer gerichtet, befanden sich Monumente, deren oberer Teil als menschliches Gesicht behauen war.

Es ist nicht bekannt, ob Roggeven von den Eingeborenen eine Erklärung für die Steinbilder bekam; jedenfalls haben die Insulaner in späteren Jahren nichts mehr über sie auszusagen gewusst. Die durchschnittliche Höhe der heute noch vorhandenen Standbilder beträgt 4—9 m, ihr Gewicht 6—11 Tonnen. Es soll aber auch einzelne unter

ihnen gegeben haben, die 23 m hoch waren und gute 40 Tonnen wogen. Fast unglaublich ist es, dass solche Skulpturen nur mit ganz primitiven Werkzeugen aus dem harten vulkanischen Gestein herausgemeisselt worden sind und allein mit menschlicher Kraft über den Kraterrand hinweg auf die Abhänge und Ebenen hinuntergebracht werden konnten. Ein Teil dieser Riesenköpfe trug ursprünglich noch einen tonnenförmigen Hut aus rotem Tuff. Heute liegt diese Zugabe wie auch viele der Standbilder selbst, wohl durch Erdbeben umgestürzt, am Boden.

Eine wissenschaftliche Untersuchung der Insel im Jahre 1886 stellte im ganzen 555 Statuen fest; heute sind davon noch etwa 260 vorhanden. Ferner entdeckte man eine ganze Stadt halb unterirdischer Behausungen aus Steinplatten in der Flanke eines der Vulkane. Merkwürdige Steingräber in Gängen enthielten einzelne oder viele Skelette. Im Laufe der Zeit wurden Zeichnungen auf den Steinwänden der Wohnungen und 67 Schrifttafeln aus Holz mit hieroglyphenähnlichen Zeichen aufgefunden; aber weder die Eingeborenen noch die Gelehrten konnten die Anschriften entziffern. Heute soll dies einem Schweizer Gelehrten jedoch gelungen sein.

Interessant ist, dass bei Ausgrabungen in Indien Gravüren entdeckt worden sind, die mit denjenigen auf der Osterinsel eine verblüffende Ähnlichkeit aufweisen. Nach Schätzungen entstammen diese Funde einer Zivilisation, die über 4000 Jahre zurückliegt.

Die Forscher vermuten, dass einmal ein hochentwickeltes Volk von mindestens 20 000 Seelen